

# Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

40. Jahrgang

Donnerstag, 27. April 1972

Nummer 4

Hans Ladstätter:

## 2. Zur Geschichte des Bergbaues in Deferegggen

### III. Nach 1600

Hatte der Bergbau in Deferegggen in seiner zweiten Epoche besonders darnunter zu leiden, daß die auftretenden Gewerken größtenteils von mehr oder weniger mittellosen Leuten gebildet wurden, kam es nach 1600 zu einem kräftigen Auftrieb, als die Rosenberger aus ihrer Zentrale Fieberbrunn sich für den Bergbau in Deferegggen zu interessieren begannen. Sie nutzten bereits die ergiebigen Gruben von Prettau in der westlichen Nachbarschaft. Es kam zur Gründung der „Glaureter Gewerkschaft“ im Zuge der Bergbaufreudigkeit der Rosenberger, deren Bedeutung den Augsburger Fuggern nahe kam. Die Rosenberger zeigten mit dem Namen der Neugründung die uralte Bahn der Erzsuche. „Glauret“ heißt der weitläufige Abschluß des Mullitztales, das bei Virgen-Welzelach ins obere Iseltal ausmündet. Das Glauret ist nach Norden begrenzt vom mächtigen Bergstock Laséring. Hier begannen die Rosenberger althistorischen Spuren, dort nach Kupfererz zu suchen, wo es schon 2000 Jahre früher Kupfergruben gegeben haben muß. Bei Gründung der Glaureter Gewerkschaft um 1600 wußte man allerdings noch nichts von den Brandgräbern in Welzelach aus der Hallstadt-Periode der Bronzezeit. Für das tirolische Grubengebiet „Glauret“ ersuchte die Glaureter Gewerkschaft den Landesfürsten in Innsbruck um Nachlaß des Kupferzollens. Im Gesuche heißt es, der Bergbau sei sieben Stunden von W.-Mairai entfernt in der linken Seite des Virgentales hinein zum höchsten des Jochgrates. Dort seien 19 belehnte Gebäu für 13 Personen: 1 Hutmann, 4 Herrenhäuser, 2 Truhnenläufer, 1 Bergschmied, 5 Lehenhäuser, 1 Kübel Gangerz koste 30 Kreuzer Haugeld, 1 Kübel Halberz 18 Kreuzer. Der Wochenlohn eines Hauers mache 7 Pfund Berner, 5 Zeehen seien in Betrieb.

In der westlichen Nachbarschaft des Glauret, im „Tögischpach“ erhielten die Rosenberger Hans und Karl Marquart 1604 die Kupferkiesgrube St. Margarethen. Von dort aus stießen sie auf Bleierz und erhielten

1606 die Zuteilung dieses Neufundes. Die Grube wurde mit „St. Urban“ bezeichnet. Nun standen im hochgelegenen Abschluß des Tögischertales fünf Schermgebäu für die zwei dort in Betrieb genommenen Zeehen auf salzburgischem Gebiet. Das gefördertete Erz wurde südwärts talaus transportiert und gelangte bei Oberegg an den Defereggger Talweg, der in der Folgezeit dem Erztransport diente. Das Erz mußte ja zur Erzverhüttungsanlage nach Unterpelschlach gebracht werden (20 km).

Auf der Erzsuche in westlicher Richtung vom Tögischgraben aus fanden die Glaureter einen „Hoffnungsbau am Berg Plintes. (Dieser Bergrücken liegt zwischen Tögisch- und Tröjertal). Die Gruben mit ihren Schermgebäuden wurden am Westhang des Plintes im Bereiche der Durfeldalm angelegt. Das dort gewonnene Kupfererz (Kupferkies) wurde durch das Tröjertal südwärts transportiert und erreichte am Ausgang der Tröjerklamme den Talboden und den Talweg, der beim tirolischen Unterrain begann und durch die salzburgische Grobbrotte, beim Eggemayr und St. Leonhard vorbei, durch die tirolische Felstritz in die salzburgische Rotte Bruggen-Feld... führte, von wo an der Defereggger Talweg schon von früher her dem Erztransporte diente.

So hatten die Glaureter um 1615 im hinteren Deferegggen auf salzburgischem Gebiet zwei ziemlich ergiebige Erzfundc im Abbau: Tögischpach und Berg Plintes. Die Gruben im Glauret gegen Virgen zu gerieten bald in Vergessenheit. Der Glaureter Bergwerkshandel war natürlich dem Achrainer Messinghandel angeschlossen. Die Glaureter und die Achralner spielten im Wirtschaftsleben des Pustertales schon vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges bedeutsame Rollen; doch mischte das benachbarte Erzstift Salzburg als Landesherr der Iselregion kräftig mit. In der Bergwerksordnung 1602 des Erzbischofs Wolf Dietrich wird an Stelle der bisherigen Frone (jeder 10. Kübel auf der Halde) eine Zahlung in Gold und Silber gefordert. Das Wechselrecht blieb aufrecht,

das erzeugte Kupfer und Blei durfte nur über die erzstiftliche Verwaltung verkauft werden.

In einer Abrechnung der Glaureter über die Jahre 1605 bis 1612 sind die Gesamtkosten mit 18.848 Gulden ausgewiesen, bei einer Förderungsleistung von 8.722 Kübeln Erz. Daraus wurden 630 Zentner Kupfer erzeugt. Der Kupferpreis betrug 23 Gulden pro Zentner. An dieser Gesamtleistung sind die neuen Defereggger Grubengebiete nur geringfügig beteiligt.

1617 schreiben die Glaureter an Erzherzog Leopold von Österreich:

„In Eurer Herrschaft Lienz haben wir uns vor 12 Jahren Pergkwerkh zu bauen eingelassen an mehreren Orten geschürft und am Berg Glauret einen Kupferkiesgang erweckt, daß wir auch Ursacht gehabt, am Kaiserbach eine neue Schmelzhütte zu bauen, wozu uns Holz ausgezeigt worden ist. Sorge, Baulust und Unkosten haben wir am Kaiserbach übel angelegt aber doch von der Baulust nicht ausgesetzt und am Plintesberg in Deferegggen wieder einen Kupferkiesgang erlangt. Wir vermeinten, das gremsige Arzt zur Schmelzhütte nach Unterpelschlach zu führen. So hat es aber so rauhe, grobe Wege, hohe Berg und Tall, daß es in vier Jahren nie soviel Schnee gemacht hat, daß wir das gewonnene Arzt hätten verführen können. Und es den Untertanen der engen rauhen Täler nicht möglich ist, die notwendigen Röaser zu halten, wollen wir nach Verleihung eine neue Schmelzhütte mit Saag, Müll, Schmitten und Kohlstatt bei St. Jakob errichten. Die Schmelzhütte zu Unterpelschlach soll zu einem Hammerwerk gerichtet werden.

Wir haben in der Herrschaft W.-Mairai in der Prosmitz im Tal Seinitzen auf der Suche nach anderen Metallen einen „Elaenstein“ erfunden, auf welchen in der Seinitzen eine eigene Schmelzhütte erbaut werden sollte. Wir wollen Frone, Maut und Zoll bezahlen, bitten aber, die Gruben 12 Jahre und dann solange, bis 200 Säm Eisen und Stahl gemacht sind, zu begnaden und befreien“.



Das ehemalige Handelhaus zu St. Jakob i. D.

Die Verleihung für die Schmelzanlage im tirolischen St. Jakob erfolgte ohne Aufschub. Es wurde noch im selben Jahr 1617 die Anlage ausgesteckt und sofort mit dem Bau begonnen. Zur geplanten Errichtung der Schmelzanlage in der salzburgischen Sebnitzten ist es nicht gekommen. Die Rosenberger waren beim Erzbischof in Salzburg nicht sehr beliebt, da sie Protestanten waren. Mit der österreichischen Regierung in Innsbruck verstanden sie sich besser.

Nach Fertigstellung der Erzschnmelzanlage (Schmelze, Sägewerk, Kohlstatt und Plähhaus) wurde mit dem Bau eines großen Hauses für die Betriebsleitung und für den gesamten Deferegger Bergwerkshandel begonnen. Dieses „Handelhaus“ wurde 1627 vollendet und seiner Bestimmung übergeben. (Jahreszahl, Knappenzeichen und Sonnenuhr über dem Eingang). Die Glaureter Handelsverweiser im Handelhaus waren:

1615 bis 1621 Hans Mur, Sohn des Lienzer Bergrichters Kaspar Mur, 1621 bis 1633 Wolfgang Moser, 1634 bis 1667 Melchior Tausch († 1672 im Knappenhaus Innerhirbe), 1670 bis 1683 Johann Brugger aus Nußdorf, er kam 1683 als Faktor nach Schwaz, 1683 bis 1685 Christoph Egger, 1685 bis 1704 Jakob Heffter, 1704 bis 1705 Lukas Sigmund, bisher Hüttenstreiber an der Lienzer Messinghütte, 1705 bis 1722 Michael Griedenböck, Bergmeister am Plintes, dann Pächter. (Wappen des Michael Griedenböck, Gewerke in Deferegggen, 1718. Mann mit Hut stehend, Hammer in abgestreckter Hand).

Im Jahre 1626, knapp vor Fertigstellung des Handelhauses, hatten die Glaureter im Handelhaus einen Rückstand an Kupferzoll von 884 Gulden. Auf Ersuchen hat die Regierung in Innsbruck den Rückstand nachgelassen und ab 1. Jänner 1628 den Kupferzoll von 2 Gulden auf 1 Gulden herabgesetzt. Für weitere 18 Jahre wurde Fronfreiheit versprochen. Um diese Zeit beklagt sich der Rosenberger Hans Marquart, es würden ihm stets Prügel vor die Füße geworfen. Es gehe immer nach den Wolkensteinern aus, weil diese bessere Katholiken wären. Der Bergrichter in Lienz treibe es mit den Rosenbergern nicht besser als sein

Kollege in W.-Matrei. Am 3. Jänner 1629 kam aus Innsbruck die Mahnung an den tirolischen Bergrichter in Lienz, die Gewerke in Ruhe zu lassen. Statt den Bergbau mit allen Mitteln zu fördern, wurden den Gewerke Schwierigkeiten gemacht, wohl aus konfessionellen Beweggründen. Hatte doch die Lutherische Bewegung in Deferegggen um diese Zeit bereits den Großteil der Talbevölkerung insgeheim ergriffen.

Wegen der Entlegenheit des Bergbaugesbietes Hinters Deferegggen hatte das Berggericht in Lienz örtliche Beauftragte eingesetzt, die als „Berggerichtsanwälte“ bezeichnet wurden. 1618 bis 1628 war es Gregor Grandegger, der dann von 1628 bis 1682 Beauftragter des Richters und Pflegers in Virgen für das tirolische Deferegggen wurde. (Unter-Richter). 1628 bis 1643 Jakob Eder, dann sein Sohn Peter Eder (1643 bis 1673), 1673 bis 1692 Georg Erlacher, Tochtermann des Peter Eder), 1692 bis 1704 Veit Erlacher, 1704 bis 1726 Melchior Unterkircher, Meiner zu St. Jakob. (1726: Wappen des Melchior Unterkircher, Bergrichter in Deferegggen: Runde Schale mit zwei Werkzeugen darin). In der Folge waren die Berggerichtsanwälte, zugleich Waldmeister und Vorläufer der Waldaufseher, von Generation zu Generation geradezu wie im Erbwege: Unterkircher Simon (1732 bis 1743), Jakob (1744 bis 1780), Hans (1780 bis 1785), Josef Johann (1785 bis 1798).

Nach 1730 wohnten die Anwälte im Handelhaus. Ein Anteil dieses Verweiserhauses gehört heute noch den Nachkommen der seinerzeitigen Berggerichtsanwälte. Hausname: „Unwalt“.

#### Glocken aus Deferegger Kupfer:

1625 die große Marieuglocke in Aach-Anras, 1633 die Glockenspeise für zwei Kirchenglocken nach Anras und für eine nach Justina. Die Rosenberger hatten gestattet, daß der Kupferpreis statt 25 Gulden pro Zentner nur 20 Gulden betragen dürfe, weil man das Kupfer für ein Golteshaus benötige. Die drei Glocken wurden im Sommer 1633 von Adam Sterzer in 158 Tagen gegossen. Das Zinn wurde in Brixen gekauft. (Ostt. Heimatblätter 1925 bis 1928).

#### Erztransport:

Im Bergbau und im Erztransport gehörten die Schmiede zu den unentbehrlichen Berufen. Die Glaureter begannen 1617 den Bau der Erzschnmelzanlage bei St. Jakob mit der Einriechung der Schmiede. „Handelschmied“ Unterrotte 1., heute Talhelm der Sektion Barmen des Deutschen Alpenvereines. Den Standplatz der „Handelsäge“ nimmt heute das Gemeindehaus ein. Der Handelschmied hatte außer der Verhüttungsanlage auch die Gruben am Plintes zu versorgen. Der Obereggerschmied am Ausgang des Töglischgrabens versorgte die Gruben im Töglischerbaehl, der Schmied in Schnall, wo das Erz aus der Stemmingcralm zutale kam, war die älteste Schmiede im hinteren Deferegggen. Sie bestand schon in der Zeit um 1633, da es weiter westlich in St. Jakob nur den Dorfschmied gab, der lediglich den bäuerlichen Bedürfnissen zu entsprechen hatte.

Die Schmiede in der Talmitte östlich des Mellitzgrabens war von alters her für den Erztransport tätig. (Flurname „Schmitte“), der Hopfgartnerschmied am Ausgang des Zwenewell, wo sich auch alte Gruben befanden, und der Döllacherschmied am Ausgang des Grünalmtales, wo die allerältesten Erzgruben des Tales Deferegggen waren. Von Döllach führte der Karrenweg, auf dem das Erz zum Hüttenwerk nach Pelschlach gebracht wurde, auf der Schattseite der Döllacherklamm ins Iseltal hinunter.

Nach 1621 lieferten die Gruben von der Mellitzklamm ostwärts weiterhin ihr Erz talauwärts nach Pelschlach. Die anderen Gruben verfrachteten das Erz ab diesem Zeitpunkt westwärts.

Die Zuzuführung des geförderteten Erzes von den Gruben hoch im Gebirge war eine gefährliche, mühsame Arbeit. Die mit dem aufbereiteten Erz gefüllten Ledersäcke kamen auf das „Tasensbett“ wie das Bergheu beim Heuziehen. Für flachere Wege wurden „Pannen“ verwendet. (Korb auf zwei Kufen). So wurde die kostbare Ladung zu Tal geschleift. Das konnte nur im Winter geschehen, ebenso wie der Transport durchs Tal mit Hilfe der Schützen.

Daß Deferegggen früher als viele andere Täler Tirols einen Fahrweg bekommen hat, verdankt es dem Erztransport.

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 ging die Blütezeit des Deferegger Bergbaues, allmählich verblasseud, dem Verfall entgegen. Das vergangene halbe Jahrhundert konnte für Deferegggen als „gute, alte Zeit“ gelten. Vom Kriege verschont ging das Leben der Bergbauern und Knappen bescheiden den gewohnten Gang. Im Bergbau konnte der Bauer etwas zuverdienen. Wenn der Bergwerksstollen, mit den Funeln der Unachtlicherzen dürftig beleuchtet, zu dunkel und zu feucht war, ging mit der Kraxe handelnd von Haus zu Haus. Das allmähliche Ausklingen der Bergbauzeit Deferegggens fällt mit den Anfängen des Hausierhandels zeitlich zusammen. Der beginnende Verfall der Bergwerke traf die Bevölkerung nicht empfindlich, weil sich das Ausweichen auf den Hausierhandel anbot.

1662 haben die Rosenberger den Kampf mit den Deferegger Bergen und gegen das Erzstift Salzburg aufgegeben. Alle Rechte wurden zwar neu vergeben, doch im Handelshause war es ruhiger geworden.

Schluß folgt

Dr. Norbert Hölzl:

## Wunderliches aus alten Artzney-Buechern

Mit der Hygiene war es in alten Zeiten bekanntlich nicht immer bestens bestellt. Kein Wunder, daß sich in den schmutzigen Menschlein damals gerne ein kleines oder gar ein großes Würmlein fröhlich einnistete und dem guten Menschenkind so arg zu-setzte, daß es immer magerer wurde. Daher bieten die alten Medizinbücher bandwurmlange Rezepte gegen den bösen Wurm an. Eine tolle Prozedur, bei der man nichts einnehmen mußte, sondern den Wurm mittels Milchdämpfen loswerden konnte, bietet Oswald Gabelkoflers „Artzney-Buech“ vom Jahr 1665 an unter dem anschaulichen Titel „Für große Würm im Bauch, die niemand von Menschen bringen kann“:

„Laß den Menschen in dreien Tagen nichts trinken, daß er wohl erdürste, mach dann ein Geißmilch in einem saubern Hafen wohl heiß; laß ihn auf ein Bank sitzen, die ein Loch hab wie ein Gemachstuehl. Wenn der Dampf von der Milch zu ihm gehet, so thuet sich der Wurm herfür. Itzt erwisch ihn und zeuch ihn herauß!“

Ein anderes Rezept verspricht, dem bösen Wurm ein für allemal die inneren Räume des Körpers für seine Schmarotzerabenteuer gründlich zu verkleiden. Versprechen der Mediziner vor 300 Jahren:

„Für Wurm der Kinder. — Wann ein Kind die ersten Würm hat, daß ihm keiner mehr wachse.

Nimm den ersten Wurm, der von dem Kind kompt, wasche ihn gar sauber und truckne ihn wohl im Winter auf einem Papierl hinter dem Ofen; im Sommer auf heißem Herd, daß er dürr genug werde und sich reiben lasse. Dies Pulver gib dem Kind ein in einem Brei oder Apfel, so treibt es die andere Würm von ihm und wächst ihm keiner mehr nach“.

Sollten Sie an diesen Kampf des getrockneten und zerbröselten Wurmes gegen seine jungen Wurm-Kollegen nicht glauben, so zitieren wir den berühmten Arzt Gabelkofler: „Soll gewiß und bewähret seyn“.

Zauberei und wirkliche medizinische Kunst waren einst schwer voneinander zu trennen. Die Patienten hatten lediglich den zweifelhaften Trost, daß sie wirklich keine Chance hatten, den Künstler aus dem Gefolge des Hippokrates oder Paracelsus vom wortgewaltigen Scharlatan zu unterscheiden. Was die alten Zauberbücher so sympathisch, aber auch verdächtig macht, ist die Tatsache, daß sie für ihre Patienten weit mehr gute Ratschläge zu bieten haben als die Ärzte von heute.

Sicher haben Sie schon einmal Zahnschmerzen nachts nicht schlafen lassen und schließlich auf den modernen Marterstuhl gejagt. Aber ebenso sicher ist, daß Sie das Mittel eines Zauberbuches noch nicht versucht haben. „Magisch-sympatische Cur wider die Zahnschmerzen“ lautet das verheißungsvolle Kapitel:

„Geh früh vor der Sonnen Aufgang zu einem Weidenbaum und löse an der Seite des Baumes mit einem subtilen Messerlein etwas von der Rinden auf. Schneide vom Stamm einen Splitter heraus. Stüchle mit demselben das Zahnfleisch bis der Splitter blutig wird. Solchen thue wieder in den Stamm, wo er ausgeschnitten worden, lege die Rinde wieder darüber. Nimm sodann von

der Erden, die unter der Wurzel dieses Baumes ist und überschmiere sie so, daß sie wieder verwachse. Dieses muß drei Wochen hintereinander alizelt an dem nämlichen Tag geschehen“.

„Werden dem Patienten an der Seiten, wo der Schmerzen ist, das Ohrläppchen mit einem glühenden Eisen gebrannt, so vergehen solche“.

Das ist wörtlich zitiert nach einem relativ jungen Zauberbuch. Es entstammt demselben Jahr, in dem die Stadt Salzburg von ihrer letzten Hexe in Aufruhr versetzt wurde: 1782.

Zum empfindlichsten gehören die Augen. Die „Augen-Artzney“ spielte daher immer schon eine große Rolle. Seitenweise wurden Mittel „für große Schmerzen der Augen“ gedruckt. Wenn wir aber das folgende betrachten, bei dem ein erhitzter Backofen und eine schwarze Katze die Hauptrollen spielen, verstehen wir den französischen Dramatiker Jean Baptist Molière, der zeit seines Lebens einen Privatkrieg mit den Ärzten führte und dann, als er bereits sterbenskrank war, die Mediziner mit der Begründung verjagte, sein Körper sei schon so geschwächt, daß er an sich genug zu leiden habe und außerstande sei, die verrückten Kuren der Ärzte auch noch zu ertragen.

„Nimm ein gar schwarzen Katzenkopf, zerreiß und zerhacke ihn zu Stücken und thue ihn in ein Hafen; den verkleh wohl mit Leim, stel ihn in den Backofen, wann das Feuer am stärksten brennt, laß ihn steben, bis das Feuer verbronnen, auch das Brot gebacken und der Ofen erkaltet ist, so nimm den Hafen heraus und schüttle ihn. Ranschet er als sey es Pulver, so ist es genug, schlottert es aber, so legs wieder in den Backofen. Reibs so klein du kannst in einem Mörser. Thu des Pulvers alle morgen ein wenig in das Aug. Das thue so lang bis der Schmerzen vergeht“.

Die Gehelmniasse einer kleinen Pergamenthandschrift aus dem 17. Jahrhundert im Tiroler Landesmuseum „Ferdinandeam“ dürften vor allem Jäger interessieren. Für jeden, der nach erfolgloser Pirsch besonders unansprechbar ist, verweist das alte Pergament auf die angeblich zauberkräftigen Innereien einer Fledermaus.

„Er soll Herz und Leber einer Fledermaus unter das Blei mischen, wenn er Kugeln gießt — und so wird er treffen, was er will“.

Nur für mutige Jäger, die das allgemeine Grausen vor einem Totenkopf nicht teilen, ist der geheimnisvolle Rat bestimmt: „Daß dir das Wild stehe“. Hier muß sich der Jäger ausnahmsweise vor dem Wild nicht verbergen, sondern sich offen zeigen:

„Nimm einen Totenkopf, thue Erden darein und stecke Bohnen hinein. Setze es an einen Ort und lasse die Bohnen wachsen. Darnach nimm den Stengel mit dem Gewächs und stecke es auf delnen Huth. So dich ein Wild sieht, so muß es dir einen Schuß halten“.

Die Familie der Vintler, die das berühmte Schloß Runkelstein bei Bozen besaß, hatten auch eine Art von Arzneibuch. Dieses Sammelurium guter Ratschläge aus

zwei Jahrhunderten, beginnend 1450, ruht heute im Tiroler Landesmuseum. Vergessen sind beide: die wirklich guten Hausmittel und der grobe Unsinn.

In diesem gibt es ein phantastisches Mittel gegen die verbreitetste aller Erbkrankheiten, die Dummheit, mit der Garantie, unverzüglich Weisheit zu erlangen: Angeblich verleihe dies eine rote Koralle: „So sie mit Gold verzieret ist“.

Glauwürdiger als die schöne Koralle dürfte da wohl der Knoblauch sein, mit dessen Geruch die Vintlerischen in Bozen ihre „Würm“ vertrieben haben. Doch für gewöhnlich hielten sie es mit Korallen und ihren Partnern, mit dem leicht verständlichen Aberglauben, in den kostbarsten und ausgefallensten Dingen müßten sich auch die ausgefallensten Kräfte verbergen: Der Smaragd helle die Augen in nur dreien Tagen, wenn sie damit berührt werden. Was zwar nicht beweist, daß die Augen tatsächlich gesund wurden, wohl aber, daß man auf Schloß Runkelstein einst genügend Gold besaß für die tollsten Prozeduren.

Trotz des nötigen Kleingeldes für Korallen und Smaragde war auch hier der Glaube als eine Art Lehrbuch des viel beliebteren Aberglauben engagiert:

„Gegen das Fieber schreibe man die Worte „Durch ihn und mit ihm und in ihm“ auf Brot oder einen Apfel und gebe dies dem Kranken zu essen. „Er wird in dreien Tagen gesund sein“. Die stets wiederkehrende Zahl 3 ist nicht Paracelsus, dafür aber der Bibel entlehnt.

Derselben Vintlerischen Geisteshaltung entspringt ein Mittel wider alle „Zauberey“: „Man nehme die Schiefer von einer Glocke, da der Klöpfel anschlag, reib sie wohl oder zerstoße sie, und der Patient soll einnehmen im Wein oder Wasser, so wird er gesund“.

Obwohl das Bozner Artzneybuch der Vintlerischen selbst an einer Sacht leidet, nämlich der Fabuliersucht, hervorgerufen durch üppige Phantasie und Angst vor den damals unwägbarren Sprüngen der Natur, wirkt es in einem geradezu modern und weist voraus in jene Zeit, in der an Stelle der Pest die Rastlosigkeit mit Herzinfarkt und Kreislaufstörungen die irrenden Menschen hinwegrafft:

Bei alten Erkrankungen spiele, so sagt das Runkelsteiner Pergament, vor allem auch die „Accidnia anime“ eine entscheidende Rolle.

Es spricht vom Tod durch Trauer oder Freude, schließt aber den Zorn, also ebenfalls eine heftige seelische Erregung, als Todesursache aus.

Bei unbändiger Freude werde die Hitze des Herzens bewegt, color cordialis movetur. In der alten Fachsprache. Diese Hitze des Herzens schwemmt das Blut gegen die äußeren Körperteile, also in Richtung Finger und Zehen. Dadurch, so erklärten es die alten Südtiroler Mediziner, könne leicht der Fall eintreten, daß das Herz sich erkälte. Und der Tod sei nichts anderes als eine Erkaltung des Herzens. Der hitzige Zorn schließe eine derartige tödliche Erkaltung aus. Das ist die eigenwillige Diagnose „Herzinfarkt“ vor 400 Jahren.

Buchbesprechung:

Wanda Aschenbrenner und Gregor Schweighofer

## Paul Troger, Leben und Werk



228 Seiten Text, 461 Abbildungen, davon 16 Farbtafeln. Glanzleinenband mit farbigem Schutzumschlag, Format 21 x 27 cm, S 578.—, Verlag St. Peter, Salzburg.

Zur zweihundertsten Wiederkehr des Todesjahres von Paul Troger aus Welsberg im Jahre 1982, veranstalteten das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum und anschließend das Stift Altenburg umfangreiche Ausstellungen über das Werk dieses bedeutenden österreichischen Barockmalers.

Und nun — seit dem Tode dieses Pustertaler Künstlers sind nunmehr 219 Jahre vergangen — bringt der Verlag St. Peter in Salzburg eine umfangreiche und erschöpfende Monographie über Leben und Werk Paul Trogers heraus.

Gregor Schweighofer sucht an Hand von Dokumenten Licht in den Lebenslauf Trogers zu bringen:

Der Vater Andreas war Schneider und Mesner in Zell, wie Welsberg zu Ende des 17. Jahrhunderts noch hieß. Paul, das sechste Kind der Familie, wurde 1698 geboren u. empfand „von frühester Jugend an das heftigste Verlangen, die Malerei zu erlernen“. Beim Welsberger Maler Matthias Durchner hat er „seine Lehre vollstreckt“, kam dann zu Joseph Alberti in Floims und anschließend nach Venedig zum Grafen Giovanelli. Einem Aufenthalt in Salzburg folgten sodann die Wiener Jahre, die den nunmehr schon weit- und bekannt gewordenen Maler auf den Höhepunkt seines Könnens und seiner Bedeutung für die gesamtösterreichische Malerei führten. Vermutlich 1727 dürfte Troger Salzburg verlassen haben und nach Wien gezogen sein; dort arbeitete er bis zu seinem Tode am 20. Juli 1762.

In der Wienerzeit war Troger einerseits mit Arbeitsaufträgen überhäuft, die ihm ein ständiges Wanderleben aufzwangen, andererseits — wenigstens zeitweilig — durch die Lehrtätigkeit an der Akademie, der er auch mehrere Jahre vorstand, an den Aufenthalt in Wien gebunden.

Troger heiratete in Wien zweimal; seine erste Frau verlor er bald und für die fünf Kinder aus dieser Ehe fand er nach dreijähriger Witwerschaft eine zweite Mutter, die ihm wieder sieben Nachkommen schenkte.

Am 20. Juli 1762 setzte ein Schlaganfall seinem schaffensreichen Leben ein jähes Ende.

Die dem Lebenslauf beigegebene Stammtafel erweist, daß die Vorfahren Paul Trogers — soweit erkundbar — sämtlich aus dem Oberpustertal stammen: Toblach, Gais, Geiselsberg, Welsberg.

Wanda Aschenbrenner bearbeitete den weitaus umfangreicheren Teil des Buches: die Werke. Das Lebenswerk Trogers ist so umfangreich und vielgestaltig, daß im Rahmen dieser Besprechung wirklich nur Andeutungen gemacht werden können. „Die Freskomalerei ist Trogers eigentliche Domäne“ sagt einleitend die Verfasserin.

Das erste Fresko befindet sich in der Kalvarienbergkirche in Kaltern; bald folgten große Fresken in Salzburg, St. Pölten, St. Andrä an der Traisen, Hradisch bei Olmütz, Melk, Altenburg, Göttweig, Helligenkreuz, Seitenstalten, Raab, Freßburg und Brixen.

Die bedeutendsten Fresken bringt das Buch in prächtigen, ganzseitigen Farbtafeln. Weitere 48 Abbildungen in Schwarz-weiß ergänzen den Bildinhalt, soweit er die Fresken betrifft.

Ölbilder: Seiner Heimatgemeinde Welsberg spendete Troger drei Altarbilder; sie bilden den wertvollsten künstlerischen Schmuck der Pfarrkirche zu Welsberg. Eine ganze Reihe weiterer Kirchen besitzt gleichfalls Altarbilder von Troger: Kaltern, Salzburg, St. Andrä a. d. Tr., Olmütz, Zwettl, Altenburg, Geras, Wulzenhofen/NÖ., Platt/NÖ.,

Peuerbach/OÖ., Schönbrunn, Gottsdorf/NÖ., Altenmarkt/NÖ., Hradisch/CSR., Obernzell/Bayern, Baden bei Wien, Zwettl, Meik, Säusenstein/NÖ., Wiener Neustadt, Wien/Schottenstift, Zistersdorf/NÖ.

Der Pfarrhof zu Welsberg, die Museen von Innsbruck, Bozen, Brixen, Wien sowie mehrere Gemäldesammlungen österreichischer Stifte, Abteien und Konvente und viele Privatpersonen nennen Ölgemälde von Paul Troger ihr Eigen.

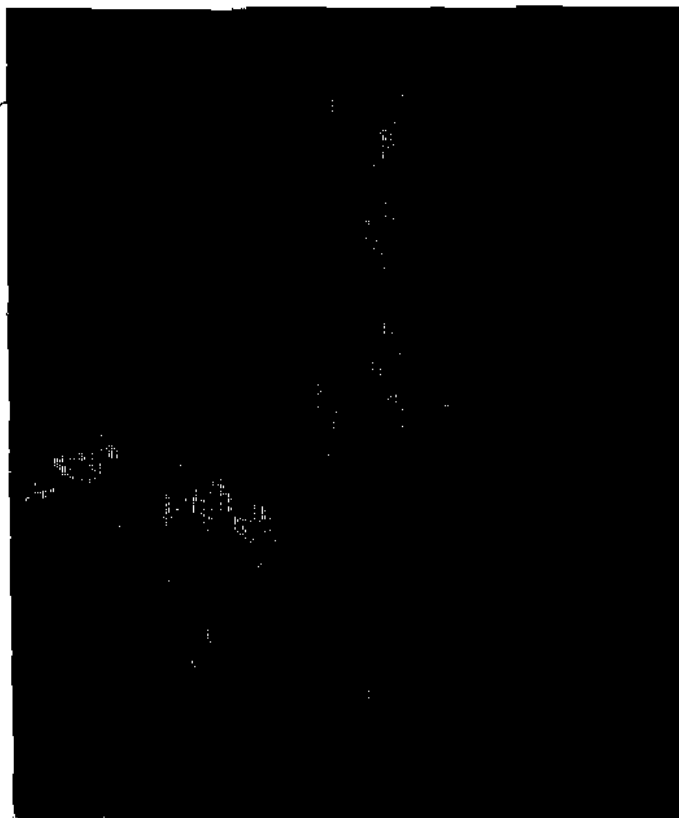
Den Abschluß des Bildteiles bilden die Reproduktionen von nicht weniger als 313 Zeichnungen und Graphiken. Der größte Teil der Zeichnungen befindet sich in Wien (Akademie, Albertina, nö. Landesmuseum), aber auch die Museen von Innsbruck, Salzburg, Graz, dann von Budapest, Brunn, Berlin, München, Nürnberg u.a. sind im Besitz von Troger-Zeichnungen.

Zur künstlerischen Beurteilung des Gesamtwerkes sei Josef Weingartner zitiert: „Trogers Können war von unglaublicher Virtuosität, seine Phantasie unerschöpflich, seine Arbeitsleistung, seine Fruchtbarkeit erregt Staunen. Er gelangt zu einer vollausgereiften Künstlerschaft, zu einer Tiefe der Auffassung, die ihm, dem echten Tiroler, Religion und Natur vermitteln.“

So vermittelt der vorliegende Band einen umfassenden und sorgfältig durchgearbeiteten Überblick über die schier unglückliche Lebensarbeit dieses unseres berühmten Landsmannes. Er will aber noch etwas: Er will uns, Kinder einer reisefreudigen — um nicht zu sagen reisewütigen — Zeit, anregen, die Originale in den verschiedenen österreichischen Kirchen, Klöstern und Museen an Ort und Stelle zu besichtigen und uns an ihnen zu erfreuen!

Die „Osttiroler Heimatblätter“ möchten es nicht versäumen, alle Kunstfreunde der Heimat auf diesen Prachtband aufmerksam zu machen. Möge er auch in der engeren Heimat Paul Trogers weite Verbreitung finden!

Hans Waschglor



Paul Troger  
Selbstbildnis

Original im  
Landesmuseum  
Ferdinandeum  
Innsbruck